©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

Laufener Seminarbeiträge 2/97, 45-61 Bayer. Akad. Natursch. Landschaftspfl. – Laufen/Salzach 1997

Vom Nutzen des Nutzlosen – der Produktivität des Unproduktiven

Josef HERINGER

Die Welt bedacht auf platten Nutzen...

Die Welt bedacht auf platten Nutzen,
sucht auch die Seelen auszuputzen,
das Sumpfentwässern, Wälderroden
schafft einwandfreien Ackerboden,
und schon kann die Statistik prahlen
mit beispielslosen Fortschrittszahlen.
Doch langsam merkens auch die Deppen:
die Seelen schwinden und versteppen!
Denn nirgends mehr, soweit man sieht,
gibt es ein Seelenschutzgebiet;
kein Wald, drin Traumesvöglein sitzen,
kein Bach, drin Frohsinns Fischleib blitzen,
kein Busch im Schmerz sich zu verkriechen,
kein Blümlein Andacht draus zu riechen,
nichts als ein ödes Feld -- mit Leuten
bestellt, es restlos auszubeuten.
Drum, wollt ihr nicht zugrunde gehen,
laßt noch ein bißchen Wildnis stehen.

Eugen Roth

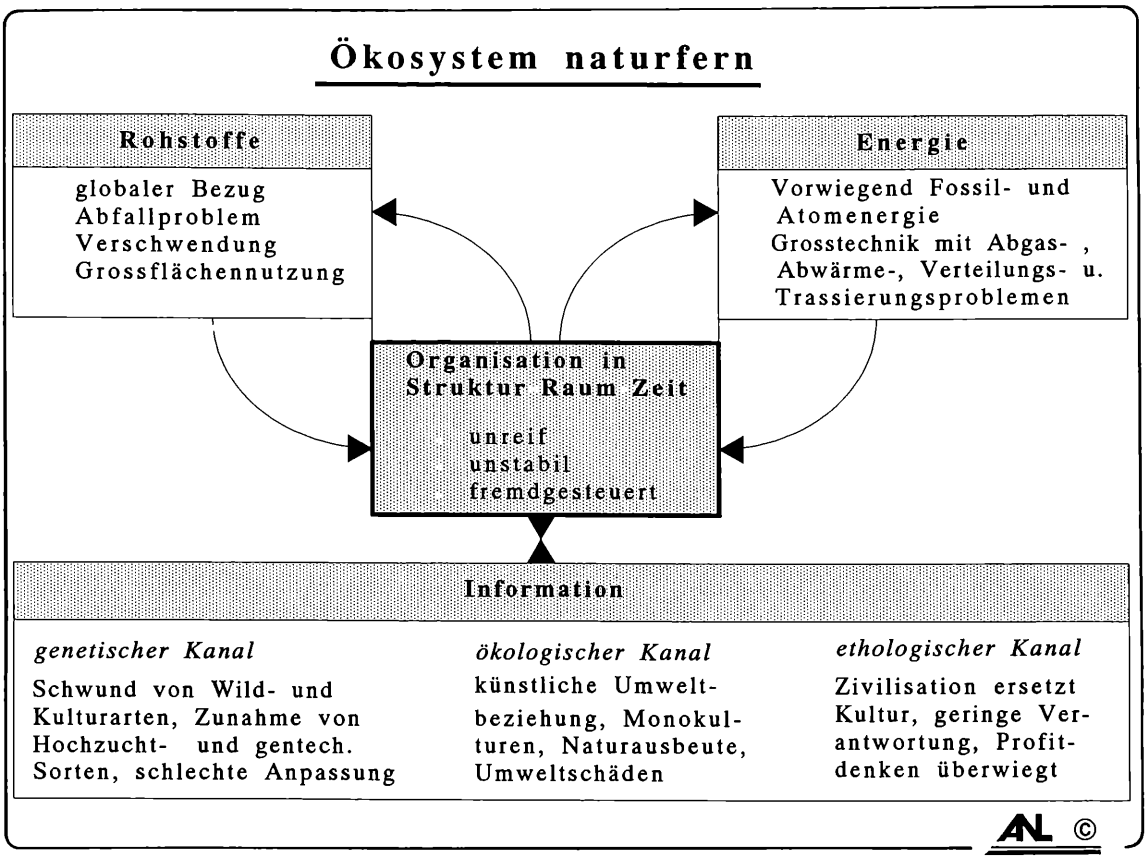
Die Zukunft ist keine verlängerte Gegenwart

Jedem von uns sitzt eine „Brille" auf der Nase, selbst wenn man keine solche trägt. Die meine ist „ökologischer" Art. Sie hilft in erster Linie bei der Betrachtung ökosystemarer Wirkungsgefüge, der Beziehungsnetze der Lebewesen untereinander und mit ihrem Lebensraum. Die integrale Betrachtung von Rohstoffkreisläufen, Energiefluß-Systemen und Informations-Wirkungen erlaubt eine Schau, die durch die bildhafte Funktionsskizze eines Ökossystems (Abb. 1) nur angedeutet werden kann.

Unüblich ist allerdings, daß diese Brille nicht bloß auf reine Naturzusammenhänge ausgerichtet ist, sondern vor allem auf die Beziehung Mensch – Natur, wobei es wesentlich ist, auch den Menschen selbst als Teil der Natur zu sehen. Er steht nicht außer, sondern innerhalb der Fragestellung, schließlich hat er Hunderttausende von Jahren als „Kybernet" (Steuermann) das „Raumschiff Erde" zu seinem „Nutz und Frommen" umgestaltet. Und das Ergebnis dieses Nützens? Die Probleme an Bord mehren sich drastisch, die Fragen nach dem rechten Kurs belasten zunehmend (siehe Abb. 2). Der Mensch überspielte dank seiner Fähigkeit des reflektiven Denkens alle Konkurrenten aus der tierisch-pflanzlichen Evolutionsgenossenschaft und ist an einem entscheidenden Wendepunkt der Evolution angelangt. Der Mensch ist schneller tüchtig als vernünftig geworden. Er tat zu sehr nur das augenblicklich Nützliche und übersah das, was sich „frommt", was soviel wie „Rücksichtnehmen auf das Gesamtwohl" bedeutet. „Vertreter der Privatwirtschaft behandeln nicht nur Luft, Wasser und Boden als frei verfügbare Rohstoffe, sondern auch das empfindliche Netz sozialer Beziehungen, das durch eine ständige wirtschaftliche Expansion ernsthaft angegriffen wird. Private Profite werden durch die Beeinträchtigung der Umwelt und der allgemeinen Lebensqualität auf Kosten der Öffentlichkeit wie künftiger Generationen erzielt. Der Markt vermittelt uns schlicht die falschen Informationen. Da fehlt es an Rückkopplung, und schon das einfachste ökologische Bewußtsein sagt uns, daß ein derartiges System nicht ökologisch nachhaltig sein kann" (CAPRA, 1996 S.346.).

Die Heilslehre, nach der größter privater Nutzen in Summe und ganz zwangsläufig auch zum größten Gemeinnutz führe, ist noch immer Triebfeder einer weltbestimmenden spätkapitalistischen Wirtschaftsmaschine. Die Welt wird seit *John Locke* (1623-1704) sehr stark als ein „storehouse of matters" gesehen, und nun ist aus dem „Warenlager" energie- und entropiebedingt ein „Müllhaufen" geworden, der Land und Wasser verdirbt und per Spurengas zum Himmel stinkt. Zusehends schlägt das Wetter um. Der „Ozon-Dachschaden" und der „Glashaus-Effekt" wird die Gesellschaft lehren, daß derjenige, der im „Glashaus" eines empfindlichen Ökosystems sitzt, nicht mit den „Steinen beinharter Nützlichkeit" um sich werfen darf. „Das Übermaß im Vorwärtstreiben der Dinge pflegt den Umschlag ins Gegenteil als Rückschlag zur Folge zu haben, in der Witterung, im Wachstum der Pflanzen und nicht zum wenigsten auch in den Verfassungen", das wußte schon *Plato* (zit. bei HIRSCHBERGER, 1969, S. 32). Jene, die den Nutzen gemeinschädlich, weil zu wenig uneigennützig, auf die Spitze getrieben haben, leiden an der Maß- und Beziehungslosigkeit, die sie davon abhält, den Nutzen mit dem Nießbrauch zu

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)



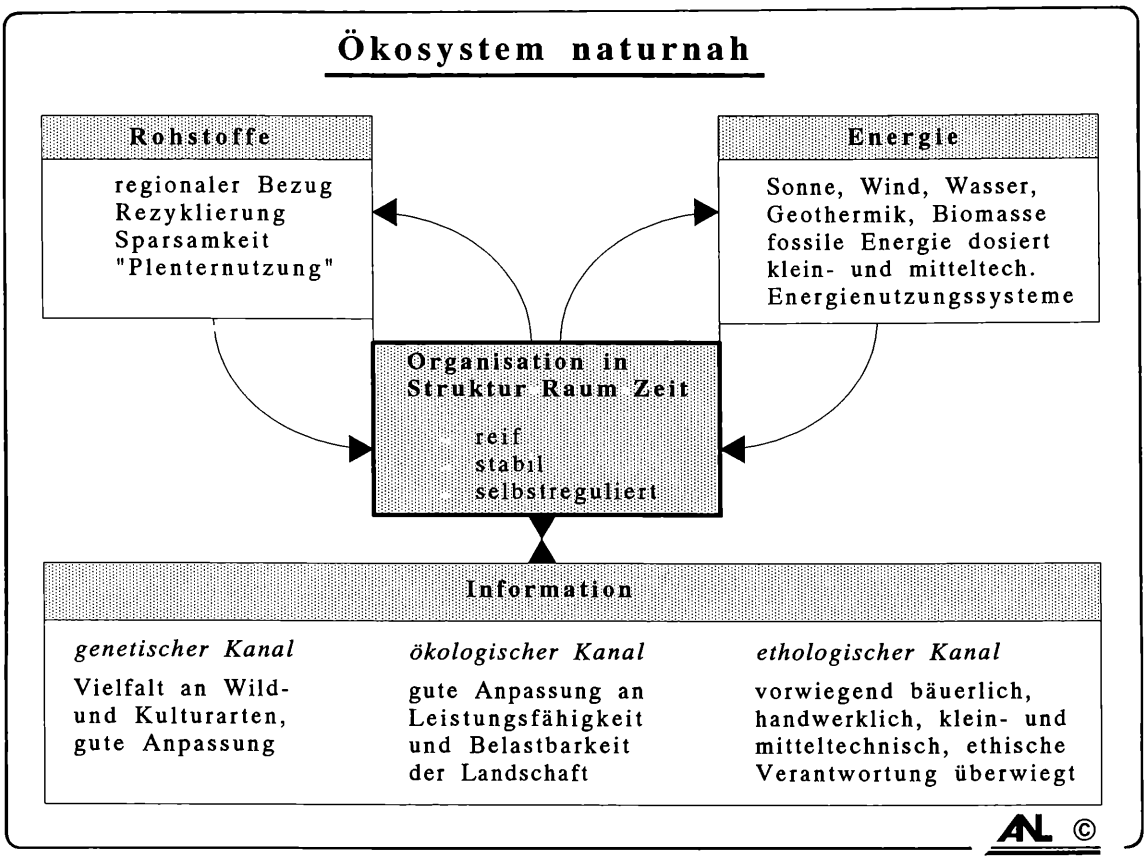


Abbildung 1

verbinden und „genießen“ zu können. „Nutzen, Genuß“ und „Genießen“ kommen aus der gleichen Wortwurzel. Würden sie sich mehr den Luxus des Genusses gönnen und „gut leben, statt viel haben“, dann wäre es um den Menschen und seine Mitwelt besser bestellt. Wer gut genießen kann, verbraucht weniger. Wir wissen auch, daß diejenigen, die nicht genießen können „ungenießbar“ werden. Das

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

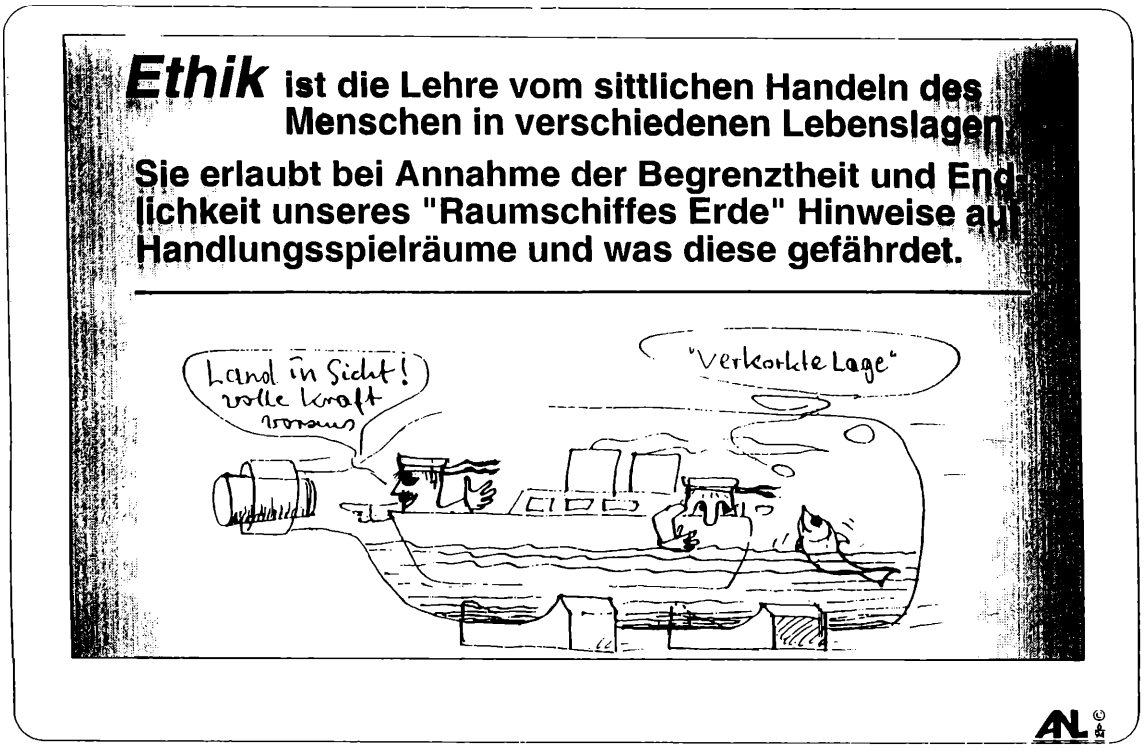


Abbildung 2

Diktat des „time-is-money" verhindert, daß das nützlich Produzierte auch richtig genossen und verwertet wird. So brauchen wir immer mehr Güter und Dienstleistungen, um auf unsere Kosten bzw. „Kost" zu kommen. Dabei sollten wir uns allmählich in der Kunst üben, aus „wenig" wieder „mehr" zu machen und nicht umgekehrt und „gut zu leben", statt „viel zu haben" (vgl.BUND/MISEREOR, 1996). Sich Zeit nehmen, genießen können, Lebenslust zu haben, all das sind „verworfene Lebensbausteine" Wir müssen sie neu entdecken und sie als „Ecksteine" in den Gesellschaftsbau der Zukunft einfügen. „Eine japanische Teezeremonie spart mehr Ressourcen, als ein Formel I-Rennen, kann aber genauso viel Spaß machen. Vielleicht müssen unsere Kinder mehr über Philosophie, Kunst und Spiel hören" (SCHMIDT-BLEEK 1995, S.8).

Vom Wert des Klinkenputzens

Schon als kleiner Bub pflegte ich in der kargen Kriegs- und Nachkriegszeit die „Kunst des Klinkenputzens" Unsere Haustüre besaß einen Messingknopf. Wenn Samstag war, hatte jedes meiner Geschwister seine spezielle Zusatzarbeit zu verrichten. Meine Obliegenheit war es, bestimmte Dinge „glänzig" zu machen, wie ich selbst zu sagen pflegte. Ich polierte, was am Haus und im Haus noch Messing war und das war nicht mehr viel. Buntmetall galt in solchen Zeiten als unnützer Luxus, es war eingezogen und zu Kriegszwecken benötigt worden. Bei uns im Haus war noch besagter Türschmuck übriggeblieben sowie der Wasserhahn im Hausgang. Wenn diese Arbeit geschehen war, dann kam noch schwarzer Glanz auf die Schuhe. Das Ergebnis meiner Arbeit lohnte die Mühe sichtbar. Ich bekam mein „Zehnerl" Taschengeld und Lob von Eltern und Nachbarn. Alle freuten sich über die kleinen „glänzenden Lichtblicke", die selbst grauen Zeiten einen kleinen Glanz aufzusetzen vermochte. Und was ist Glanz anderes als Luxus, der sich von der lateinischen Wortwurzel „lux – Licht, Glanz" ableitet? Ein polierter Messingknopf stand für die Hoffnung und dafür, daß es wieder besser werden wird, daß man sich noch nicht selbst aufgegeben hat. Noch heute putze ich, zumal vor dem Fest, das am meisten mit Glanz zu tun hat – vor Weihnachten – gerne die aus verschiedenen Quellen überkommenen Kupfer-, Zinn- und Messinggegenstände, die alle Plünderungen und „endsiegorientierten" Buntmetallsammlungen überdauerten und freu mich überdies einer Goldmünze, die die Kampagne „Gold-gab-ich-für-Eisen" überstand. Am meisten erbaue ich mich an einer Messing-Kartusche, die in einem Schützengraben des I. Weltkrieges mit Kunstgeschicklichkeit zu einer Blumenvase konvertiert wurde. Darin pflege ich sog. Barbara-Zweige, Kirschgeäst und andere Zierstrauch-Zweige aus meinem Garten, durch die Zimmerwärme zum Blühen zu bringen (Abb. 3). Erblühte „Restwärmeverwertung" dieser Art ist mir lieber als ein rotes Euphorbiengewächs, dessen Weihnachtsstern von der Energie der Gewächshausheizung aus den Knospen getrieben wurde, geschweige denn die aus Kolumbien mit viel Flugbenzin angelandete Baccara-Rose. Wenn dann noch Festtagsgeläut von der nahen Stiftskirche dröhnt, klingendes Bronzemetall, dann ist dies für mich nicht nur Festtagseinstimmung, sondern der Wohlklang der Materie, die sich seit Jahrhunderten all der „Nützlichkeiten" von Kanonen und Granaten in luxurierender Weise entzogen hat und nicht der tragischen mensch- und naturzerstörenden Dissipation der Trommelfeuer und Bombardements zum Opfer gefallen war. Die Kunst des Klinken-

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

putzens und deren glänzender Lohn hat meine spätere Berufswahl wesentlich beeinflußt. Sie regte mich an, eine Berufstätigkeit zu wählen, die damit zu tun hat, die Welt ein wenig schöner zu machen, als man sie vorfindet. Mit Hilfe der Gartenarchitektur und der Landespflege wollte ich stets das luxurierende Wesen der Natur und Landschaft sichern und pflegen und gleich *Friedensreich Hundertwasser* dem „universellen Bluff unserer Zivilisation" entgegenwirken (zit. bei RAND,1993, S. 33).

„Schönheit ist der Glanz des Wahren", das leuchtete schon *Thomas von Aquin* ein, wenn die materiellen Kreislaufsysteme, die Energieflußbeziehungen und die informatische Steuerung in der Landschaft stimmen, dann ist das Ergebnis solchermaßen geglückter Beziehungen Glanz und Schönheit einer Landschaft.

„Wir brauchen mehr Spinner, seht wohin uns die Vernünftigen gebracht haben"
(George Bernard Shaw)

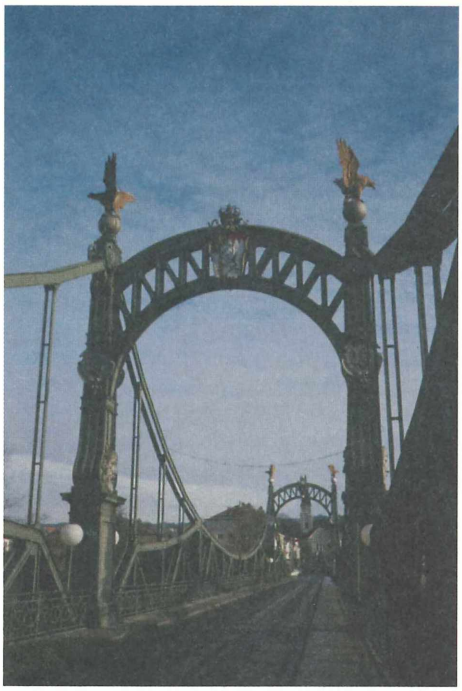
Wer in New York oder Tokio oder sonstwo aus dem Flugzeug steigt, wird mit seltsamen Deutschlandbildern konfrontiert. Schloß Neuschwanstein oder die Wieskirche grüßen vertraut von den Wänden der Flughallen und laden nach „Old Germany" ein. Beide Bauwerke gelten als die Hauptattraktionspunkte des Tourismus in Bayern, der hierzulande den bedeutendsten Wirtschaftszweig verkörpert. Das Paradoxon könnte kaum größer sein. Der Verschwenderbau eines umnachteten Königs, der unnützliche sakrale Luxustempel eines verschuldeten Klosters Steingaden (STUTZER 1978, S. 257) werden zu weltweiten Publikumsmagneten, die in mehrfacher Hinsicht Goldes wert sind. König Ludwigs Schloßbau-(Wahn)sinn, stand diametral zur Nützlichkeit seiner Zeit, die das gewonnene Gold aus dem deutsch-französischen Krieg von 1870-71 und die Kapitalakkumulation einer langen Friedenszeit mit den Kenntnissen einer aufstrebenden Naturwissenschaft verband und daraus die gründerzeitliche Industriealisierung des Deutschen Reiches werden ließ. Die damit verbundene Anwartschaft auf Kolonial- und Weltmacht ist sattsam bekannt. Bekannt ist auch der Ausgang dieser Phase des Kultes von Produktivkraft, Kaiserprotz und Zinseszins. Der 1. Weltkrieg kostete unsägliche Opfer an „Humankapital", Produktivkapital und Volksvermögen. Auf den Schlachtfeldern von Verdun, am Isonzo und anderswo wurde eine Verschwendung getrieben, die an Größe und Sinnlosigkeit nur von den Kriegsschrecken des II. Weltkrieges übertroffen wurde, bei dem Zivilbevölkerung und Städte in die Massenvernichtung einbezogen worden sind. *Georges Bataille* gebührt das Verdienst erstmals auf das Phänomen der „gefälligen" oder „ungefälligen" Verschwendung hingewiesen zu haben. Seine These geht davon aus, daß jede Volkswirtschaft, auch die dürftigste, Überschüsse erwirtschaftet, für deren Verwendung gesorgt werden müsse. „Die überschüssige Energie, die nicht zum Betrieb, zum Leben und Wachsen benötigt wird, muß verschwendet werden – in glorioser oder in katastrophischer Form" (BATAILLE 1975, S.45). Sinn und Zweck jeder Kultur ist es, diesen Verschwendungsprozeß so zu gestalten, daß er ein Ergebnis zeitigt, das sowohl dem Menschen und seinen Generationen, wie der Natur als Ökosystem zugute kommt. Ob ein König Ludwig II. oder sein Großvater Ludwig I. bewußt oder unbewußt mit der Förderung der Künste ein Gegengewicht kultur- und ordnungsfördernder Art zum Maschinen- und Kapitalkult jener Zeit setzten, bleibt dahingestellt. Die Wirkung jedoch ist bis heute segensreich geblieben. Bayern, der Lieblingsstaat der Deutschen und vieler Ausländer, wäre ärmer und gesichtsloser, wenn es diese „Luxurierer" nicht gegeben hätte. Wieviel rezenter Glanz anderer Schlösser und Bauten, die von der Bayerischen Schlösser- und Seenverwaltung für den Freistaat besorgt werden, kann nur deshalb noch scheinen, weil er von den satten Eintrittsgeldern etwas abbekommt, die die „halbe" Welt für die „Schau" der Märchenschlösser ausgibt (Abb. 4).
Pfarrer Kirchmeier, der Seelsorger der Wieskirche, ist übrigens der einzige Pfarrer Bayerns, der darüber klagt, daß er „zuviel" Leute in seiner Kirche hat. Nicht weil er ihnen das Kunstvergnügen am Alterswerk eines Dominikus Zimmermann nicht gönnt, sondern weil die Ausdünstungen der Unmengen von Besuchern die Feinstrukturen des Kirchenkunstwerkes schädigen können. Was suchen sie denn, die Tausende und Abertausende aus Europa, Amerika und dem fernen Osten, die Neuschwanstein und die Wieskirche in ihre Reiseroute aufnehmen? Sie, die Kinder einer nützlichkeitsdominierten Welt, erweisen indirekt Referenz, dem Gegenpool dieser Zeit, dem erahnten Wert des Nutzlosen.

Dieser wäre im Falle der Wieskirche fast noch der Säkularisation und dem damit verbundenen „Sturm auf Bayerns Klöster" zum Opfer gefallen. Zum Glück stand die Wieskirche weit ab in der Wies, einer kargen Weidelandschaft, sonst wäre sie womöglich unter den Hammer gekommen und als Brauhaus, Textilmanufaktur oder als Baustofflager auf Abbruch verkauft worden. Wie anderorts, so war es die bäuerliche Bevölkerung des Umlandes, die dem Zeitgeist entgegentrat und sich „ihre" Wieskirche erhielt (Abb. 5). Vielleicht auch aus Gründen einer späten Dankbarkeit, war doch der Bau der Wieskirche nicht nur ein Werk zur Ehre Gottes, eines Klosters und einer Landschaft, sondern auch eine Art Arbeitsbeschaffungsprogramm für die Kunsthandwerker und Kleinbauern des Pfaffenwinkels, denen am Ende des Barock-Rokoko-Zeitalters mehr und mehr die Arbeit ausging (FINKENSTAEDT,1981). Die geringe Produktivität der Landwirtschaft auf steinigen Böden mit dünner Humusauflage, die vielen Moore und die rauhe Witterung hatten die Bauern und Häuslleute dieser Gegend schon lange genötigt, einem Nebenerwerb nachzugehen. Dieser bot sich im Kunsthandwerk. Vor allem taten sich die Pfaffenwinkler als Stukkateure hervor und wirkten als „Gastarbeiter" mit ihrer Kunst europaweit bis St. Petersburg. *Peter Dörfler* (1941) schildert dieses Milieu sehr trefflich in seinem Buch „Die Wessobrunner" Die Gäubodenlandschaften mit ihrer fruchtbaren Lößlehmdecke, dem Inbegriff der Produktivität an Getreide, brachten selbst weit weniger Künstler hervor, dafür um so mehr Wohlhabende, die Kunst förderten indem sie den Klöstern zinsten, Geld spendeten oder liehen. Fülle und Mangel, die zwei Seiten einer Medaille, bedingen sich wechselseitig. Not, die erfinderisch macht, und Überschuß, der sich im Gefäß des Schöpferischen lustvoll verschwendet.

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

3

4



6

5

Abbildung 3

Kirschzweige („Barbara-Zweige") in Kartuschen-Vase

Abbildung 4

Schloß Neuschwanstein

Abbildung 5

Wieskirche bei Steingaden

Abbildung 6

Salzachbrücke Laufen-Oberndorf (Foto: Mallach)

Abbildung 7

Tennentor in Gallersöd (Landkreis Altötting)

7

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

Selbst beim Nachfolger Ludwig II., dem nüchteren Prinzregenten Luitpold, gewann die Kunst des Luxurierens in der Jugendstilgestalt eine letzte, wenn auch etwas kraftlose Runde. In Laufen an der Salzach gaben sich die bayerische und österreichische Monarchie ein epochenbeschließendes„Rendez-vous" in schwungvoller Eisenbrücken-Konstruktion. Diese gelungene Kombination aus Funktion und Form galt lange als Abgesang an entmachtete Herrscherhäuser, heute rangiert die Brücke, eine Mischung aus feudalen Triumphbögen und industriehandwerklicher Selbstdarstellung, als eine der schönsten Brücken Deutschlands und Österreichs und ist „Wallfahrtsort" für die Freunde der Industriekunst aus ganz Europa (Abb. 6). Übrigens: Die Salzachbrücke feiert um die Jahrtausendwende ihren 100. Geburtstag. Welche zwecknüchterne Betonspannbrücke mit ihrem oft krampfhaft zugeordneten „Pflichtkunstwerk" macht ihr das nach? Geglücktes Luxurieren hilft offensichtlich Geld sparen. Das „Protzen" indes war nicht nur den Herrscherhäusern und Bürgereliten vorbehalten. Die Agrarreform der Aufklärung brachte mit volleren Getreidescheunen auch Überschüsse, die luxurierend verwertet sein wollten. Was des Herrschers heraldischer Brückenbogen, das war des „Körndl-Bauerns" Stadeltor in kunstvoller Bundwerktechnik. Segenssymbolik und bäuerlich-handwerkliche Selbstdarstellung „veredelten" selbst so profane Bauten und gaben ihnen eine stolze Note und den Dörfern Bayerns Ansehen und Würde (Abb. 7)

Vom Wert der letzten Mohikaner

Magerrasen, Buckelfluren, Triften, Haiden und Weiden, lauter Synonyme für extensiv genutzte, magere, d.h. ungedüngte gemähte oder beweidete Grasländer, sind als landwirtschaftlich „unnütze" Flächen seit der Aufklärung bis in unsere Tage hinein drastisch reduziert worden. Mineraldünger, üppige Schwemmistgaben auf mageres Land machten Bayerns Wiesen fett, saftgrün und eintönig. Die stickstoffschwangere Löwenzahnwiese dient auch für die Werbung und für den Spruch: „Ein Bier wie Bayern!" Umgangsprachlich ausgedrückt könnte man sagen, „sauber", wenns ginge, denn das was auf ihnen an Regen versickert oder oberflächlich abläuft, ist alles andere als sauber. Nitratbelastungen des Trinkwassers nehmen landesweit zu – mit Ausnahme in München.

Münchens internationaler Stolz, der Luxus guten Wassers – Staatsgäste werden bei Besuchen von der Landeshauptstadt Bayerns mit kohlensäureversetztem Leitungswasser bewirtet –, hat mit seinem Wassereinzugsgebiet, d.h. mit den mageren Wiesen des Oberlandes zu tun. Das „Unproduktive" wird im wahrsten Sinn des Wortes „kost-bar" gemacht und fördert via Metropole den Lebens- und Wirtschaftsstandort Bayern. Dies wurde mittlerweile auch allgemein anerkannt. Staatliche Naturschutzpolitik ließ die Reste der Magerrasen kartieren, Landschaftspflege- und Kulturlandschaftsprogramme helfen eine gewisse Restsubstanz zu sichern. Ob sie auf Dauer erhalten bleiben kann, ist fraglich, denn was hilft ein landwirtschaftlicher Düngeverzicht, wenn Nährstoffe zivilisatorisch-atmosphärischer Art über Bayerns Fluren „weben" und per anno 40-50 kg Stickstoff pro Hektar auf die Fläche bringen? Solcher „Stickgas-Mief" entsteht u.a. wenn man sich den falschen Luxus leistet und per „Luxus-Schlitten" – möglicherweise weißblauer Marke – des Sonntags die schöne bunte Wiesenlandschaft anschauen „geht" Sollte *Sendtner*, einer der bedeutendsten bayerischen Botaniker des 19.Jh. recht behalten, wenn er schon 1854 meint, daß die letzten Magerrasenreste (er dachte damals vorallem an die Garchiger Haide – nördlich Münchens) als „Häuflein der Wilden unserer Flora" zunehmend verdrängt würden „bis einst auch die letzten Mohikaner spurlos verschwunden sein werden" Es war dies die gleiche Zeit, da *Wilhelm Heinrich Riehl*, der Begründer der wissenschaftlichen Volkskunde formulierte: „Jahrhunderte war es eine Sache des Fortschrittes, das Recht des Feldes eindeutig zu vertreten; jetzt ist es dagegen eine Sache des Fortschrittes, das Recht der Wildnis zu vertreten, neben dem des Ackerlandes" (zit. bei HERINGER 1992, S.179). Daß dieses Phänomen der Wildnis-Entdeckung als Reziprokwert des Produktiven nicht nur auf das vom romantischen Geist geprägte Europa beschränkt war, zeigt uns *Henry David Thoreau*, der jenseits des Atlantiks gleichfalls das „Walden" und die Wildnis entdeckte.

„In der Wildnis erhält sich die Welt"
(H.D. Thoreau)

Die neue Nützlichkeit, aus Aufklärung und französischer Revolution geboren, biß sich 1836 ausgerechnet am Drachenfelsen des Siebengebirges einen Zahn aus. Ihr rigoroses Vorgehen hatte die Gegenbewegung der Romantik begünstigt. Der preußische König Friedrich Wilhelm III. hatte der Verwertung als Steinbruch und endgültigen Zerstörung des Kegels dieses Trachytberges unweit von Köln durch „Conservation vermittels Expropriation" und späteren Kauf einen Riegel vorgeschoben. Das erste deutsche Naturschutzgebiet war geschaffen, der Kölner Dom wurde mit anderem Gestein fertiggestellt (BURGHARDT 1992, S. 56). Heute gehört der Besuch des Drachenfelsens zum festen Programm vieler Staatsbesuche. Er ist unverzichtbares Stück rheinländischer Identität.

Selbst in „Gods own country", den Vereinigten Staaten von Nordamerika, das vom puritanischen Geist geprägt, religiös motiviert geradezu auf Verwertungspflicht der Naturgüter bestand, faßte der Gedanke eines Ausgleichs Fuß. Als der amerikanische Maler *Thomas Moran* mit Aquarellbildern 1870 vor dem Amerikanischen Kongreß für den Erhalt des Yellowstone-Gebietes warb, hatte er Erfolg. Die Ethik eines *Henry David Thoreau* (1817-1862), der als Bürgerrechtler und Naturphilosoph seinem Land unbeirrbar den Spiegel vor das vulgärkapitalistische Gesicht gehalten hatte, zeitigte Erfolg. Vielleicht wirkten auch ein wenig die philosophieträchtigen Ideen des großen englischen Nationalökonomen *John Stuart Mill* etwas über den „großen Teich" (siehe Abb. 8). Im Yellowstone-Act wurde das Gebiet 1872 zum ersten Nationalpark erklärt, der Erbauung, Freude und Bildung des Menschen und kommender Generationen gewidmet. Dieser entschiedene Verzicht auf Nutzung im üblichen ökonomischen Sinne, kann als eine der bedeutendsten Beiträge Amerikas zur Kultur des 20. Jh. gelten (vgl. LÖTSCH 1995). Heute sind

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

die Nationalparke der USA deren größte Touristenmagnete. Dies ist auch in vielen anderen Staaten so.

Und wie verhält es sich in Deutschland? Höchst gegensätzlich! Da wird zum einen für Großprojekte des Verkehrs eine Unsumme Landes verbraucht, so als könne man es wie Teppichboden beliebig herstellen, zum andern erhielt jedoch auch das Ausweisen von Großschutzgebieten Auftrieb. Das größte Geschenk dieser Art kam durch die deutsche Wiedervereinigung zustande. Aus der „Konkursmasse" der ehemaligen DDR überkamen der Bundesrepublik Deutschland nicht nur Altlastenareale, die vom „Restnutzen" der Bitterfelder Chemiekombinate und der „Strahlkraft" des Wismut-Territoriums geprägt waren, sondern auch großartige Landschaften, die von der, die Gunst der Stunde nutzenden, letzten DDR-Regierung als Nationalparke deklariert wurden. Heute, wenige Jahre danach, wären solch großflächige Schutzgebietsausweisungen unvorstellbar. Der Privatisierungs- und Nutzungsdruck hat sich sogar den vormaligen Grenzstreifen entlang des Eisernen Vorhanges angeeignet, der sich als ideales Achsenstück eines Biotopverbundsystems hätte entwickeln lassen. Mit dem Ende des Kalten Krieges war jedoch auch ein Flächenschwund an „unproduktiven Flächen" verbunden. Viele Truppenübungsplätze wurden überflüssig und standen zur Verwertung an, wie etwa jener amerikanische im Nürnberger Raum, der zu Siedlungszwecken genutzt werden soll. Ausgerechnet das Militär, gleich ob US-Army, Rote Armee, Bundeswehr oder NVA, hinterließen Areale von einer artenschutzmäßigen Wertigkeit, wie sie die wenigsten Naturschutzgebiete besitzen. So fand sich etwa der größte Balzplatz für die symbolträchtigen Birkhähne nicht etwa im oberbayerischen Alpenvorland, von Gebirgsschützen geschützt, sondern auf dem Panzerübungsplatz der sowjetischen Streitkräfte in Brandenburg, geduldet oder bewacht von Rotarmisten. Blindgänger, Minen, chemische Altlasten irritieren kaum Tiere, noch weniger Pflanzen, die aus der „nutzungsgeilen" Zivilisationslandschaft in die Obhut eines mageren „Sandkasten-Kriegsspiel-Geländes" fliehen. Sie halten vorallem Menschen ab, die „Wildnis, Unproduktives, Unnützes" als Gegenwelt zum utilitaristischen Alltag suchen und, indem sie fündig werden, das, was sie finden, zerstören. Was geschieht denn anderes, wenn Tausende die Einsamkeit suchen und „outdoor" gehen, weil sie „indoor" nicht mehr zuhause sind?

Die Kunst des „Leben-und lebenlassens" zu pflegen, wäre besser. Sie bietet einen Integralansatz, der nicht von den permanenten Gegensätzen wie „produktiv-unproduktiv" und „nützlich-unnütz" lebt, sondern der sinnenvoll und daher sinnvoll dem „sowohl – als auch" und dem Sein vor dem Haben den Vorzug gibt (vgl. FROMM 1976). Diesem Konzept verpflichtet sind jene, die – man staune und wundere sich – im Jahre 1996 aus freien Stücken und staatsmännischer Weitsicht heraus den Nationalpark Bayerischer Wald vergrößern. Anstatt wie in Zeiten knapper Staatshaushalte üblich, Staatseigentum zu privatisieren, wird in klassischer Nationalparktradition zumindest in den Kernbereichen auf wirtschaftliche Nutzung dieses Gemeineigentum „Staatsforst" verzichtet. Doch wer glaubt, diese weise Absicht des Holzkonsumverzichtes sei in Zeiten miserabler Forsterlöse allseits akzeptiert, der täuscht sich. Gerade bei nicht wenigen Einheimischen der Bayernwald-Parkregion erhebt sich Widerstand. Viele verstehen es nicht, was nutzungsgeschichtlich verständlich erscheint, daß man Natur als Wald und Wertholz sich selber überlassen soll. Zudem kommen Ängste auf. In der Wildnis lauern für viele noch viel zu viel Feinde. Die „wilden Tiere" Bären, Wölfe und Luchse, die man mit dem Nationalpark verbindet, geistern durch das Unbewußte vieler Zeitgenossen und verbünden sich mit den „Waldzerstörern" Borkenkäfer und Elch zum Angriff auf die Kulturlandschaft, die man in vielen Generationen der Wildnis abgerungen hat. Die bäuerlich-handwerkliche Nützlichkeitssicht indessen übersieht die viel größeren Gefahren, die dem Bayerisch-Böhmischen Wald durch sinnlose Verkehrsprojekte, atmosphärische Waldschäden und großindustrielle Bergbauvorhaben entstehen. So ist im Vorfeld des Nationalparks Šumava (Böhmerwald) im Bereich des mittelalterlichen Goldbergbaugebietes um

Es liegt auch nicht viel Befriedigendes darin, wenn man sich die Welt so denkt, daß jeder Streifen Landes, welcher fähig ist, Nahrungsmittel für menschliche Wesen hervorzubringen, auch in Kultur genommen sei, daß jedes blumige Feld und jeder natürliche Wiesengrund beakert werde, daß alle Thiere, welche sich nicht zum Nutzen der Menschen zähmen lassen, als seine Rivalen in Bezug auf Ernährung vertilgt, jede Baumhecke oder jeder überflüssige Baum ausgerottet würde und daß kaum ein Platz übrig sei, wo ein wilder Strauch oder eine Blume wachsen könnte, ohne im Namen der vervollkommneten Landwirtschaft als Unkraut sogleich ausgerissen zu werden. Wenn die Erde jenen großen Bestandtheil ihrer Lieblichkeit verlieren müßte (...), so hoffe ich von ganzem Herzen im Interesse der Nachkommen, daß man schon viel früher, als die Nothwendigkeit dazu treibt, mit einem stationären Zustande zufrieden sein wird.

John Stuart Mill,
Grundsätze der politischen Ökonomie,
1848

Abbildung 8

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

Bergreichenstein (Kasperske Hory) ein gigantischer Tagebau geplant. Das goldhaltige Gestein soll nach dem Cyanid-Verfahren ausgelaugt und mit den gifthaltigen Seifen-Schlämmen verschiedene Talräume in Deponien umgewandelt werden. Brachte in früherer Zeit das böhmische Gold den Regensburger Patriziern Reichtum und dem goldenen Prag Karls IV. Glanz, so brächte es heute im „grünen Herzen" der Donau-Moldau-Region ein ökologisches Desaster ohnegleichen und dem hoffnungsvollen Tourismus ein sicheres „aus" (vgl. PUTSCHLÖGL, 1996). Auf Goldzähne, Goldschmuck und plattgoldhaltige Verhübschungen müßte dennoch niemand verzichten, wenn weltweit der tragische Goldrausch mit seinen verheerenden sozialen und ökologischen Folgen abgestellt werden würde. „Allein in den Kellern der Staatsbanken werden 15 000 Tonnen Gold gehortet, die nicht einmal Zinsen bringen. Seine Funktion, Währungen zu stabilisieren, hat das Edelmetall längst an die Devisen abgegeben. Kämen die stillen Reserven wieder auf den Markt und würde z.B. aus der Mode gekommener Schmuck wiederverwertet, dann könnte der Goldabbau reduziert, wenn nicht für Jahre ausgesetzt werden" (DOMNICK 1996, S.52), ohne daß die Welt auf ihren notwendigen goldenen Glanz verzichten müßte.

Über den Sinn des Verjubelns

Es mag nicht als konfessionelle Provokation empfunden werden, wenn an dieser Stelle dem Barock als Kultur der Gegenreformation auf einem Teilsektor des Ressourcengebrauches das Wort geredet wird. Der Geist der Renaissance hatte das Weltbild verändert, die Welt als Kugel erkannt, was infolge dessen zu den großen Entdeckungsfahrten und zur Kolonisierung der Neuen Welt führte. Es war zunächst die Suche nach Luxusgütern wie Gewürzen, Stoffen, Edelsteinen, Edelmetallen usw., die die Seefahrer in die Ferne trieb. Das reichliche Gold und Silber der Spanier und Portugiesen, das etwa aus Südamerika nach Europa strömte, diente - soweit es nicht von den staatlich lizensierten Seeräubern Englands „umgeleitet" wurde, der Finanzierung der Türkenkriege und der weltlich-geistlichen Prunkentfaltung. Ganz anders wurde die koloniale Ausbeute in den reformierten Ländern genutzt. Kapitalgesellschaften nahmen nicht nur das Heft in die Hand, sie dachten weniger an den Glanz von Kirchen und Schlössern, als vielmehr an die Kapitalisierung des glänzenden Metalles. Sie waren konsequente Wegbereiter des Industriealismus, der bis heute anhält und uns die sattsam bekannten sozio-ökologischen Folgen der Systemübernutzung beschert hat. Das heißt nun nicht, daß die von der Barockkultur befangenen katholischen Länder generell besser mit den Gütern dieser Welt und mit ihren Mitmenschen umgegangen wären. Sie waren jedoch vielleicht „schein-heiliger" in dem sie die Barockkultur zu einer einzigartigen Entropiebremse ausbauten. Wie dies im einzelnen funktionierte, kann am Beispiel Berchtesgadens, des winzigen, zwischen den Territorien Salzburgs und Bayerns gelegenen Kleinstaates, verdeutlicht werden.

Selbst von Natur aus bescheidene „Land-Leute-Systeme" erwirtschaften, wenn sie von außen in Frieden gelassen werden, gewisse Überschüsse. Die Kunst besteht nun darin, die Stabilität eines naturbedingt eng begrenzten Systems, dessen Rohstoff- und Energiequellen nicht beliebig durch Ein- und Ausfuhren variiert werden können, so zu gestalten, daß Überschüsse nicht reproduktiv, wachstumssteigend, sondern ressourcenschonend verwandt werden. *Bataille* spricht in diesem Zusammenhang geradezu von einer Verpflichtung zur Verschwendung. „Der Überschuß an Energie, der nicht mehr dem Wachstum dienen kann, weil die Voraussetzungen fehlen, ist von vorneherein verloren. Es handelt sich nur noch um den gefälligen Verlust, der einem ungefälligen vorzuziehen ist. Es handelt sich um Gefallen, nicht um Nutzen. Die Folgen sind allerdings entscheidend" (BATAILLE 1975, S.56). „Und der Kunstarbeiter, der schlecht ißt, steht auf höherer Stufe als der Handarbeiter, der gut ißt. Oder vielmehr: der Hersteller des Kunstgegenstandes ist dessen Empfänger überlegen. Gleichwohl ist es nötig, daß der Kunstgegenstand empfangen werde" (SAINT-EXUPERY 1958, S. 121).

Im Falle des Landschaftsraumes und barocken Kleinstaates Berchtesgaden – und nicht nur hier - hatte die gewählte und ökologisch notwendige Form der Überschußverschwendung oder -neutralisierung ungemein reizvolle Früchte gezeitigt. Es entstand eine ausgeprägte Bau- und Festkultur: Die Wallfahrtskirche St. Bartholomä am Königssee, zieht als sakraler Luxusbau in grandioser Umgebung bis heute unzählige Touristen an; das Kirchlein Maria Gern – auf luftiger Höh – ist bundesweit bekanntes „Kalenderbild", um nur die bedeutendsten zu nennen. Hinzu kamen zahlreiche Flurkapellen und Bildstöcke, die dem Bildersturm der Reformation ein bewußtes „Bildzeugnis" entgegensetzen sollten. In diesem Zusammenhang ist erwähnenswert, daß gerade in Berchtesgaden, ausgehend von den Knappen des dortigen Salzbergbaus, eine starke reformatorische Bewegung zumal die Bewohner entlegener Gnotschaften (Weiler und Streusiedlungen) erfaßt hatte, was teilweise zu deren tragischen Exilierung bzw. drastischen Rekatholisierung führte. Grob vereinfacht läßt sich sagen: Während eine mariginale protestantische Bevölkerungsminderheit sich dem Wort der Bibel verpflichtet in gottgefälligem Fleiß und Entsagen übte, praktizierte die katholische Bevölkerungsmehrheit mit Billigung der Obrigkeit eine Barockkultur des Bauens, „Festens" und Feierns, dies solange, bis auch die Aufklärung Berchtesgaden erreichte. Das französische Revolutionsheer, das um 1800 mit Kanonendonner das Ende der Fürstpropstei und des benachbarten Fürstbistums Salzburg einleitete, wurde in Berchtesgaden erst gar nicht tätig. *Josef-Konrad von Schroffendorf* wußte den kommandierenden französischen General mit einer Hirschjagd „ruhigzustellen" Der höfische Luxus der Kunst des rechten Jagens zahlte sich ein letztesmal aus (vgl. HELM 1929). Wenig Verständnis für den Berchtesgadener Ressourcenumgang hatten die bayerischen Beamten, die das neu erworbene Territorium nach München und der neuen Staatsraison ausrichteten. *Koch-Sternfeld*, ein kritischer, doch auch den Prinzipien des Rationalismus verhafteter Staatsbeamter, forderte 1810 in seinen „historisch-statistisch-geographisch und staatsökonomischen Beiträgen" unter anderem: „Beschränkung der Feyertage, deren Anzahl sich im verarmten Berchtesgaden auf 160 belaufen soll, und die

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

nur durch vermehrten Verdienst auf der einen, und durch strengere Prüfung der Armuth auf der anderen Seite vermindert werden können" (KOCH-STERNFELD 1810, S. 153).

Die „Feierschichten" des kleinen Mannes in Gestalt der zahlreichen Kirchen-, Knappen- und Bauernfeiertage, die nicht nur dem Ausruhen und der Lebensfreude, sondern vorallem der Schonung des Energieträgers und Rohstoffs Holz dienten, wurden in der Folgezeit nicht nur hier, sondern im gesamten Reich des bayerischen Königs von Napoleons Gnaden drastisch verringert. Selbst das heute noch so populäre Weihnachtsschießen der Berchtesgadener wurde verboten. Die Nützlichkeitsdoktrin des neuen Landesherrn führte zwar zu einer Anhebung der Salzproduktion, was vordergründig wie ein Erfolg aussah, jedoch das ohnehin schon knappe Brennholz zum Befeuern der Salzpfannen rasch aufbrauchte. Das energetische Produktionslimit, gegeben durch die beschränkte Wuchskraft der Salinenwälder, wurde 1816 durch den Bau einer Soleleitung nach Rosenheim aufgehoben. Dort standen die mächtigen Torfvorkommen des Inngletscherbeckens als fossile Energiequellen zur Verfügung. Heute hat das Salz, das als „weißes Gold" Staatskassen finanzierte, den Menschen Arbeit, Brot und Freude brachte, nicht seine chemische Formel, wohl aber seinen Status gewechselt. Sein Nutzen ist verkommen, es würzt nicht mehr die Speisen, sondern salzt die Straßen, um die Autos schneller und die Karossen rostiger zu machen.

Die Weisheit des gefälligen Verschwendens und Luxus ist indes nicht neu. Unter anderen kannten die alten Israeliten, so berichtet uns das Alte Testament, das sog. Jubeljahr, das alle sieben Jahre für Mensch und Tier und Pflanze eine „Feierschicht" brachte, das dem Verbrauch von Überschüssen, dem Besinnen und Entschulden sowie der Regeneration des Landes diente (Lev. 25,8-31).

Wenn neuerdings der Feierabend durch längere Ladenöffnungszeiten und die Sonn- und Feiertage dem Kommerz geöffnet werden – weil der Bundesbürger angeblich auch an diesen Zeiten und Tagen frische Semmeln und Autos kaufen will, dann steht diese Entwicklung diametral dem gegenüber, was eigentlich not-wendend wäre. Nicht die „Unproduktivität" dieser Feierzeiten ist ein ökonomisches Ärgernis, sondern das Brachliegenlassen der Produktivkraft und -zeit von Millionen von arbeitslosen Menschen. Nicht Zwangs-Askese dieser Art steht an, noch der Snob-Luxus der Habenden, sonderen eine „Luxese", die um unserer selbst und unserer geschundenen Erde willen den Luxus mit Askese verbindet (ERNST, 1996, S. 150 ff.).

„Auch die Läuse und die Wanzen gehören mit zum Ganzen" (J.W. v. Goethe)

Essen Sie gerne Waldhonig? Dann sollten sie wissen, was sie da aufs Brot schmieren. Waldhonig ist das Produkt eines Überschußes an pflanzlicher Assimilate-Produktion während der Hochzeit der Vegetationsentwicklung, „abgezapft" und ausgeschieden von einem „Schädling" in Gestalt einer Blattlaus und zu Honig umgearbeitet von einem „Nützling" namens Honigbiene. Schmeckt ihnen der Honig immer noch? Es ist anzunehmen, denn wir wissen oft nicht was wir tun, vorallem daß unser Handeln oft in eklatantem Widerspruch zu dem steht, was wir als Simpel-Logik in unseren Hirnen und als Ausdrücke in unserem Munde führen.

Seit der Mensch hierzulande im Zug der neolithischen Revolution seßhaft und zum Ackerbauern wurde, entwickelte er seine Sprache in Richtung einer seltsamen Gegensätzlichkeit. Er teilte die Böden in „schlechte" und „gute" und die Pflanzen in „Kräuter" und „Unkräuter" (Abb. 9a), die Tiere in „Nützlinge" und „Schädlinge" Das Kategorisieren, das die Welt dualistisch in einer Freund-Feinbild-Verzerrung sieht und in den Kästen von „nützunnütz", „schädlich-nützlich" denkt, führte zu einfachen Erklärungs- und Handlungsmustern. Die bäuerliche Sicht der Dinge war vielfach dementsprechend. War doch die Übermacht der Natur so groß, daß man alle Mühe hatte sich zu behaupten. Mittlerweile sind die Zeiten, da zwei Drittel der Bevölkerung und mehr in der Landwirtschaft von guten (produktiven) und schlechten (unproduktiven) Böden leben mußte, längst vorbei. Geblieben ist jedoch das alte Denken in überholten Schemata. *Julius Sturm* schrieb Mitte des letzten Jahrunderts nachstehendes Gedicht, das den Paradigmenwechsel ankündigt, auf den wir heute noch warten (Abb. 9b). Lange vor ihm hatte schon einmal einer die Stimme für die „ungeschiedene" Schöpfung erhoben. Es war dies *Franz von Assisi*, der reiche Kaufmanssohn, der die Werte seiner Zeit auf den Kopf stellte, weil er es mit der „Frau Armut" trieb, sich mit dem Wolf von Gubio anfreundete und seine Ordensbrüder anwies, in den Klostergärten auch ein Beet für die „wilden Schwestern" unter den Pflanzen bereitzustellen.

Die Vertreibung aus dem Paradies nach dem Sündenfall, der großen Absonderung von der archaischen Lebenseinheit, ging mit dem Fluch einher, daß die Erde fortan „Disteln und Dornen" tragen werde. Ackerkratzdisteln kratzen, ihre Entfernung war für viele Generationen eine unangenehme Arbeit. Wer sich ihr nicht stellte, dem blühte statt Getreideernte die Not. Soweit so gut! Andere Disteln wiederum, etwa die Silberdisteln, erfreuten sich seit alters her als „Hirtenbrot" großer Beliebtheit. Ihr nahrhafter und wohlschmeckender Blütenboden war eine begehrte Kost – nicht für das Weidevieh, sondern für den Hirten, der mit ihrem Ausstechen gleichzeitig eine Weidepflege verband. Nicht minder wertvoll sind Distelköpfe für Stieglitz und Zeisig als Futterstelle und für Schmetterlinge attraktiv als Nektarquelle.

Wer Hunger hatte und kein Brot, der schnitt sich Brennesseln in die Wassersuppe, pflückte sich Feldsalat aus den Stoppelfeldern und aß Meldenblätter. In Notzeiten schickte man die Kinder an die Wegeränder und ließ sie Brennessel sammeln, die als „Deutsche Baumwolle" zu Nesselstoffen verarbeitet wurden. Was sollen diese Aufzählungen sagen? Einfach dies, daß die Grenzen zwischen „nutzbar" und „unnützt" selbst in der bäuerlich geprägten Welt fließend waren, daß sogar aus einem „Ungras", das mit dem Weizenanbau aus dem Orient kam, sich der heutige Roggen entwickelte (vgl. MIEDANER o.J.). Zu Ausrottungen kam es nur bei den Großtieren und direkten und für den Men-

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

Abbildung 9

schen gefährlich scheinenden Nahrungskonkurrenten. Das Ausgerottete und Verdrängte lebt indes in unseren Symbolen und Wappen als Adler, Bär, Ochs (Auerochs) weiter. Wir wissen heute mehr als unsere Vorfahren und wir sind auch dank vieler technischer Errungenschaften in die Lage versetzt worden, unserem Leben neue Freiheitsgrade zu geben und auf die „Scheuklappen-Sicht" überlebter Epochen zu verzichten. Es gibt keine unnützen Arten. Vielmehr bieten sie bei vorurteilsfreier Sicht eine außerordentliche Entwicklungsfülle unterschiedlicher Art (vgl. Abb. 10). Wenn heute Artenschutzprogramme des Staates sich mit dem Erhalt von Ackerwildkräutern befassen, dann ist das ein Zeichen für eine Einstellungsänderung und sicher der richtige Weg in Richtung einer Landwirtschaft, die nicht nur Getreideanbau betreibt, sondern aus der Sicherung einer breiten Artenfülle Einkommen und Ansehen bezieht. Um uns und vorallem unsere Landschaft gesund und in der ökologischen Balance zu halten, brauchen wir die Läuse und die Wanzen (die diese wieder fressen), die Feldfrüchte wie die Kamille und den Klatschmohn. Schnabelweide und Augenweide ist gefragt, und wenn in einem Feldrain die Grillen zirpen und eine Lerche aufsteigt, dann gibt es Ohrenschmaus und die Natur hat den Tisch sinnenreich gedeckt. Und im Frauenspiegel *(Legusia speculum veneris)* fokussiert die

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

Abbildung 10

Während die Weltbevölkerung rasch wächst und der Nahrungsmittelbedarf entsprechend steigt, wird die natürliche Basis der Lebensmittelproduktion durch die Ausrottung wichtiger Pflanzenarten, durch Biotopverluste, Bodenerosion und Umweltverschmutzung zerstört.

Schönheit der Natur, die sich mit dem zukünftigen Menschen eins weiß, in der ungeschiedenen und wiederversöhnten Sicht der Dinge.

Das Diktat der Links-Hirnigkeit

Warum hat der Mensch zwei Hände, zwei Beine und zwei Gehirnhälften? Weist diese Paarigkeit prinzipieller Art nicht auf die Notwendigkeit hin, beide zu gebrauchen? Fortschritt im ureigensten Sinn als „Fortschreiten" besteht darin, daß man das rechte Bein rechts ausschreiten läßt und das linke links. Die Resultante solchen Schreitens sind weder Links- noch Rechtsdrall, sondern die Gerade. Unser Fortschritt ist deshalb so einseitig, weil er die Dichotomie und Dialektik, die in der Zweilappigkeit unserer zerebralen Grundausstattung liegt, nicht begreift. Die zwanghaften Nützlichkeits- und Produktivitätsvorstellungen, die sich selber immer mehr ad absurdum führen, hängen mit dem höchst einseitigen Gebrauch des Gehirns als Steuerungszentrum unseres Tun und Lassens zusammen. Der griechische Mythos von der Geburt der Vernunft in der Gestalt der Athene weist uns den Weg. Erinnern wir uns: Göttervater Zeus war vermählt mit Metis. Als diese von ihm schwanger ging, bekam es Zeus mit der Angst zu tun. Er fürchtete von seinem eigenen Nachwuchs um seine Stellung gebracht zu werden. Er verschlang deshalb sein schwangeres Weib und war nun selbst zur Geburt genötigt. Diese erfolgte durch Prometheus, der die Spaltung seines Hauptes durch das Beil besorgte. Aus dieser Kopfgeburt entsprang Athene – die große Vernunft (vgl. ENOMIJA-LASSALLE 19 S. 47).

Es gibt nun mehrere Phasen des „geschiedenen" Denkens. Sicher war der Übergang vom Matriarchat zum Patriarchat eine solche. Das Aufkommen des abstrakten Denkens, das in der griechischen Philosophie den ersten Höhepunkt erreichte, ist das Ergebnis einer Verlagerung der Hauptaktivitäten des Gehirns von der rechten auf die linke Hemisphäre. Die Auseinandersetzung des Jesus von Nazareth mit den Schriftgelehrten war im Grunde von ähnlicher Natur. Von Jesus hieß es, daß er alles, was er sprach, in „Bildern" sagte. Die Stärke des Römischen Reiches war sein linkshirnbetontes Organisations- und Rechtssystem, das den „Pax

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

romana“ zwanghaft sicherte (vgl. SÖLLE 1986, S. 19). Das christliche Mittelalter hielt mehr auf Gesamtschau. Die Renaissance wiederum brachte die linkshemisphärischen Begabungen zum Ausdruck, die Gegenreformation wiederum die gegengelagerten. Dann wurde von der Aufklärung die Göttin Ratio auf den Altar gesetzt, was romantische Gegenbewegung hervorrief. So ging es weiter bis heute. Derzeit sind wir in einer Krise, weil die wirtschaftliche Wertschöpfung von der ökosozialen Minderung eingeholt wird. Jeder weiß um die Fragwürdigkeit der Bruttosozialprodukt-Ermittlung, in die sogar Unfälle und Katastrophen positiv eingehen können. Doch wo die Gefahr wächst, da wächst auch die Möglichkeit, ihr zu begegnen. Das Hirn ist das Organ des Menschen, über dessen Funktion sich der *Homo sapiens sapiens* erst in neuerer Zeit intensive Gedanken gemacht hat. Der Verdauungsvorgang wurde früher und besser erforscht als der Denkvorgang. Doch nun sind wir soweit, daß wir zumindest in großen Zügen Bescheid wissen und der Zeit angemessen reagieren können. Nehmen wir zur Kenntnis, daß das Problem der einseitigen Nutzen- und Produktionsbetrachtung im wahrsten Sinn des Wortes mit einseitigem Denken zu tun hat. Wir sollten aufhören, ideologieverbrämt die eine Hemisphäre gegen die andere auszuspielen und von einem Extrem ins andere zu wechseln. Es geht um nichts anderes als um die Aufklärung der Aufklärung, die zuallererst in unseren Köpfen stattzufinden hat und endlich reife, geistige Denkleistung durch die Integration der beiden Gehirnhälften zuwege bringt. Nur dann erkennen wir den Nutzen des Nutzlosen und die Produktivität des Unproduktiven und umgekehrt (vgl. ABT, 1983, S. 261 ff. und Abb. 11).

Und wenn wir dem Geheimnis der Suche des Menschen nach dem „Lux“ auf der Spur sind, dann werden wir fündig, wenn wir der Kulturevolution des Menschen nachspüren. Dann mag es uns auch gelingen, zwischen dem rechten und dem falschen Luxus zu unterscheiden. Die berühmte „Bedürfnispyramide“ von Maslow eignet sich gut für die Interpretation dessen, was wir onto- und phylogenetisch in den verschiedenen Stufen unserer Menschwerdung brauchen. Ahnung und Wissen, daß der Mensch neben materiellen und sozialgeistigen auch seelisch-kreative Bedürfnisse hat, ist so alt wie die Kultur selbst. In der Weisheitsliteratur und der Volksweisheit gibt es viele Sprüche, die da lauten: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein; der Mensch ißt Brot und lebt vom Glanz; dem ging ein Licht auf; mehr scheinen als sein“ (Abb. 12)

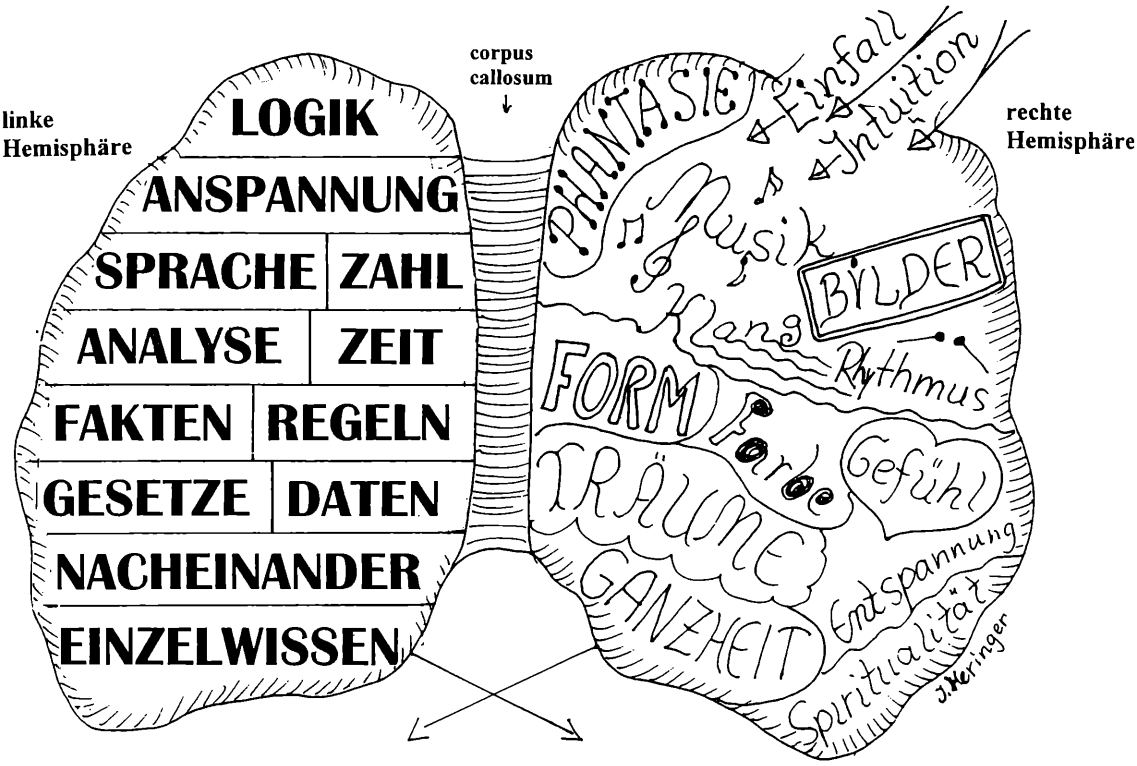


Abbildung 11

Stark vereinfachtes Modell unserer Gehirnhälften

Teilhard de Chardin, der große Anthropologe und Theologe, sieht in der Evolution eine deutliche Komplexitätszunahme, die aufsteigend von der Materie zur Biosphäre und Noosphäre (Geistbereich) führt und darüber hinaus und mit einer deutlichen Tendenz zur Kephalisation (Kopfbildung) und Zerebration (Gehirnbildung) verbunden ist (vgl. TH. de CHARDIN 1964, S. 293 ff.). Für ihn ist die letzte „kosmische“ Sphäre, die den Lauf von Alpha nach Omega beschließt, identisch mit allumfassendem Durchblick, Erleuchtetsein, Allein-Sein, Im-Lichte-Sein. Auch in anderen Hochreligionen gibt es ähnliche Perspektiven. Selbst Nicht-Religiöse, etwa die „Iluminaten“ (Erleuchtete), Elite der Aufklärer, die die Fackel der französischen Revolution wie der bayerischen Aufklärung anzündete, bedienten sich dieser Diktion. Es ist also augenscheinlich so, daß der Mensch einen besonderen „Lichthunger“ besitzt und im Glanz des Luxus ein

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

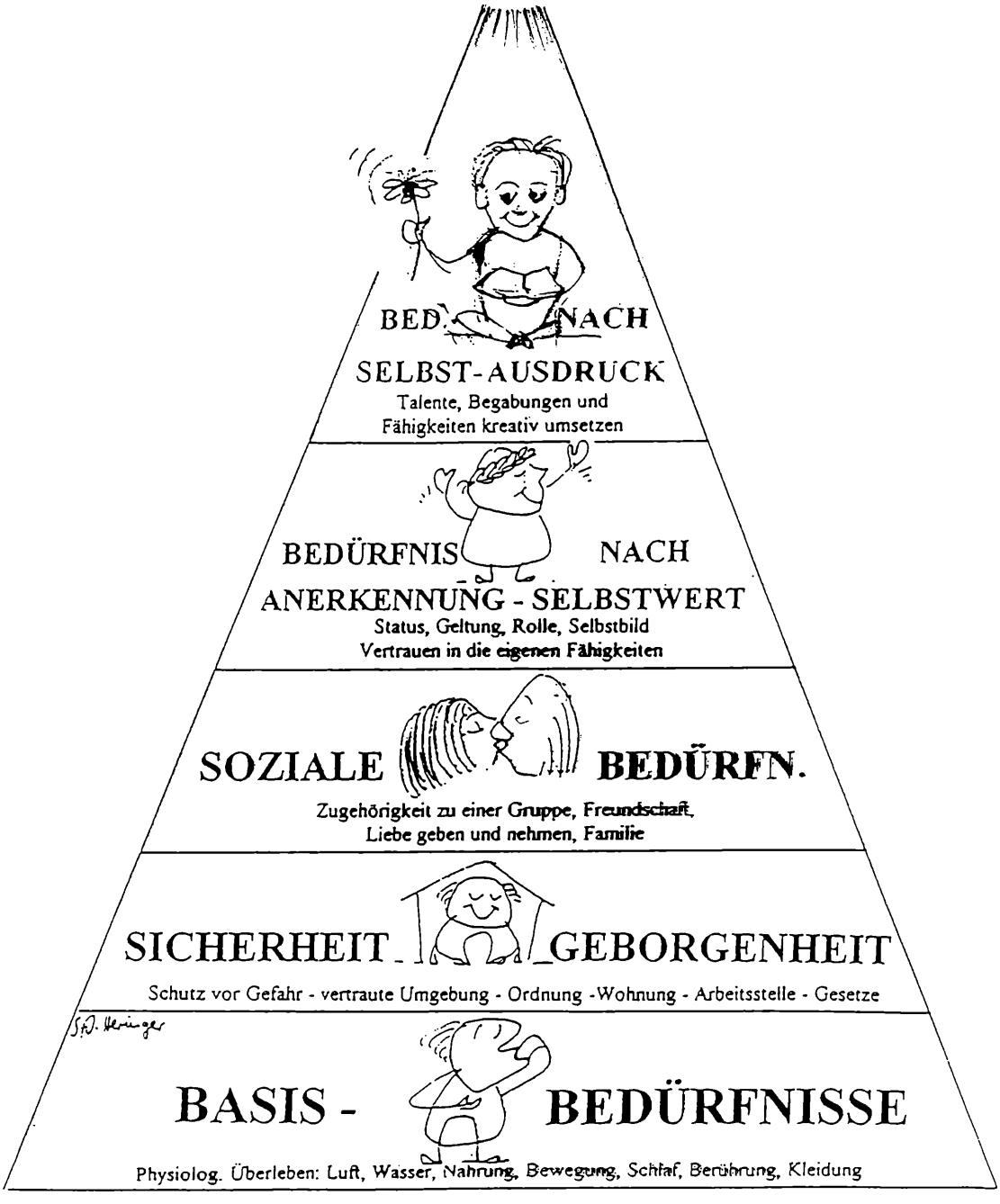


Abbildung 12

Bedürfnisse des Menschen (nach A. H. Maslow).

„Hereinscheinen" des Absoluten, Erhabenen und Erhebenden sieht, etwas was ihn anzieht und höher zieht und auf sein endgültiges Ziel verweist. Demnach ist „Glanz", der dem Menschen auf seinem Weg zum kreativen Selbstausdruck und versöhntem Einssein mit sich selbst, den Menschen und der Schöpfung dient, nicht unnützer Luxus, sondern hochwertige „energetische Lichtdusche"

Um das angeschlagene „Weltraumschiff Erde" nicht kolabieren zu lassen, brauchen seine Kyberneten nicht mehr Verzichts- und Versagungsappelle, sondern passende und kreative Luxurierungen, die der Dematerialisierung unseres Lebens Vorschub leisten. „Wir kennen längst die ordnungsfördernden Maßnahmen des Energieabbaues: Natur, Landschaft, Brauch, Kultur, Humanität, Recht, Forschung und Kunst. Wir kennen freilich Bildung und Kultur als die Antipoden der Zivilisationsformen der Energie. Aber was wir für Luxurierung der Erbauung halten mochten, scheint nun die Forderung eines Naturgesetzes zu sein, an dem unser Überleben hängt. Beugten wir uns nicht erahnten Werten, so vielleicht erkannten Gesetzen" (RIEDL 1972, S.16).

Vielleicht hilft uns auch jene Geschichte weiter, in der erzählt wird, wie eine Frau bettelnd an einer Straßenecke stand. Die Menschen warfen ihr Münzen hin. Einer unter ihnen, ein Mann, kam eines Tages auf die Idee, der Frau nicht ein Geldstück zu geben, sondern eine Rose in die Hand zu drücken. Die Bettlerin ward seitdem niemehr gesehen.

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

„Was nichts kostet, ist nichts wert" und weitere Trugschlüsse

In der Industriegesellschaft hat sich eine Haltung breitgemacht, die das sachgerechte und sinnvolle Verbundensein des Menschen mit der Natur, wie mit seinesgleichen und mit sich selbst zunehmend entfremdet. Sie ist Ausfluß einer materialistischen Weltsicht, die nach simplem Kosten-Nutzen-Kalkül der Wirklichkeit immer weniger gerecht wird. Trugschlüsse dieser Art lauten: **„Was nichts kostet, ist nichts wert".** Was sich demnach in der Konsequenz nicht kaufen läßt, ist gleichfalls wertlos. Da die unangeeignete Natur und ihre ökologische Leistung (z.B. die Wasserreinigungskraft eines naturnahen Fließgewässers) keinen Marktwert besitzt, gilt sie als „unnütz" Mithin besteht Wirtschaften darin, Gegenstände, Leistungen und Wirkungen, die nichts kosten, in kostende zu verwandeln. In der dialektischen Folge kann dies weiter heißen: Ausmerzung der Gratisleistungen der Natur, um sie zu einem wirtschaftlich wertvollen, weil kostenpflichtigen Faktor zu machen.

„Leistung setzt Gegenleistung voraus" lautet eine andere These. Wir werden immer unfähiger, die letzten Reste des „Füllhorns Natur" als Geschenk anzunehmen. Wir unterstellen der Natur indirekt die gleiche kommerzielle Nützlichkeit, die uns bewegt. Solange nach dem Grundsatz gehandelt wird: „Du gibst mir das, ich gebe dir dies" und wir uns nur von unserer egoistischen Vorteilssicht leiten lassen, solange sind wir blind für die Fülle der Wohlfahrtswirkungen, die nur das naturliebende Auge sehen kann. So wird die Beziehung von Mensch und Natur durch Kampf und Krampf geprägt, überall falscher Handlungsbedarf geortet und scheinbare Gefahr gesichtet.

„Wer soll das bezahlen?" heißt eine weitere der gängigen Devisen. Wer nicht in der Lage ist, ökologische Zusammenhänge zu überblicken und sie deshalb auch nicht in ihrer ökonomischen Valenz werten kann, ist geneigt, Forderungen nach verstärkter Berücksichtigung ökologischer Belastungsgrenzen und ressourcenschonender „nachhaltiger Entwicklung" als „unbezahlbar" abzutun. Diese Meinung entsteht mithin aus dem Kehrwert der Thesen, die da glauben machen, daß das, was nichts kostet, auch nichts wert ist. So sind Forderungen nach Geschwindigkeitsbegrenzungen, Duldung natürlicher Fließgewässerentwicklung, Gewährenlassen von Pflanzen-Sukzession auf Brachflächen,Aufkommenlassen naturnaher Waldbestände usw. deshalb so schwer zu erfüllen, weil sie nicht kostspielig sind, sondern in erster Linie von entsprechenden Einsichten, Ideen und Verhaltensänderungen abhängen.

Der „Standort Deutschland", viel diskutiert und zerredet, braucht eines am allerwichtigsten: Abkehr von ökonomischer Engsicht und Hinwendung zu kreativer Weitsicht, die all das, was die Natur und mit ihr der Mensch auch heute noch bietet, in einem neuen Licht zu sehen vermag. Phantasie und Kreativität entsteht nur dort, wo man der Kreation und den Kreaturen im Sinne von Schöpfung und Geschöpf nahe ist. Der Nutzen des „nutzlosen" Anteilnehmens und Eingebundensein, das mit den Bäumen zu fühlen, dem Boden zu empfinden, den Tieren zu denken vermag – auf Managertrainingskursen als „Phantasie-Reise" teuer bezahlt –, eröffnet neue Weltsicht und Tätigkeitsfelder, die mehr sind als „moneymaking"

„Wer mit einem Baum sprechen kann, braucht keinen Psychiater. Nur meinen die meisten Menschen das Gegenteil" (Phil BOSMANN).

Öko-logische „Baumschulweisheit"

Zu guter Letzt möchte ich noch einmal die „Öko-Brillengläser" putzen und den Blick auf die Natur werfen, um die Betrachtungsweise der Gegensatzpaare des Produktiven zum Unproduktiven, des Nützlichen zum Nutzlosen, abzurunden.
Die Urform aller Produktion ist die Urproduktion der Natur. Im Wort Materie steckt das lateinische Wort „mater" für „Mutter" Mütterlicher Grundstoff der Erde ist es also, der Ausgang aller Produktionsvorgänge ist, die durch die Photosynthese und die prozeßsteuernde Funktion der Arten die Lebensgrundlagen schufen, auf die auch menschliches Wirtschaften letztendlich basiert. Das Ökosystem Wald zeigt uns (Abb. 13), daß in den ersten Jahrzehnten seines Wachstums die Produktivität stark zunimmt, um dann abzuflachen und in einen langsamen Biomassen-Zuwachs einzumünden. Der Mensch ist in aller Regel an der Nettoproduktion interessiert, das ist jener Teil der Produktion, der nicht durch Respiration, d.h. durch Atmung und Eigenverbrauch des Systems benötigt wird. Nettoproduktion läßt sich in Form von Festmetern Holz entnehmen und wirtschaftlich interessant weiterverarbeiten. Wenn man z.B. ein naturnahes Waldökosystem in einen gleichartigen und gleichaltrigen Fichtenforst umwandelt, dann kann man häufig, wenn man im Optimum der Nettoproduktion erntet, maximale Holzerträge erzielen. Die forstliche Reinertragslehre war für nicht wenige Waldbewirtschafter lange Jahre eine wissenschaftlich begründete Handlungsdirektive. Doch die zunehmende Häufigkeit von Kalamitäten, z.B. durch Windwurf- und Borkenkäfer, erinnerte daran, daß die nutzbare Nettoproduktion auf Dauer vom stabilisierenden, scheinbar unnützen Biomassenanteil des Systems abhängt. Sie erhöht als lebende Substanz die Biodiversität, die Stabilität (Abb. 14), mithin die Nachhaltigkeit der ökonomischen Nutzung des Waldes. In einer artenreichen Moos-, Kraut-, Strauch- und Baumschicht werden Licht und Nährstoffe systemoptimal genutzt, nisthöhlenreiches Altholz und „belebtes" Totholz fördern die zoologische Artenvielfalt. So gesehen kann ein polyphones Vogelkonzert, der Luxus, auf die Entnahme von überständigen und nutzlos gewordenen – dafür umso vielfältig besiedelten – Bäumen zu verzichten, dort nicht nur den Erholungsgenuß des Menschen fördern, sondern auch Anzeichen für „sustainable development" im ursprünglichsten Sinn sein. Der Gesamtnutzen liegt nicht in der maximalen, sondern in der optimalen Produktion von Holz, die verbunden ist mit der „Nebenproduktion" von systemstabilisierenden Wohlfahrtswirkungen. Letztere haben noch keinen Preis, doch bereits einen wohlklingenden und weltweit verbreiteten Namen: „Agenda 21"

Diese Handlungsanleitung für das 21. Jh., von 140 Nationen 1992 in Rio de Janeiro unterzeichnet, hat

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

Reife unterschiedl. Ökosysteme

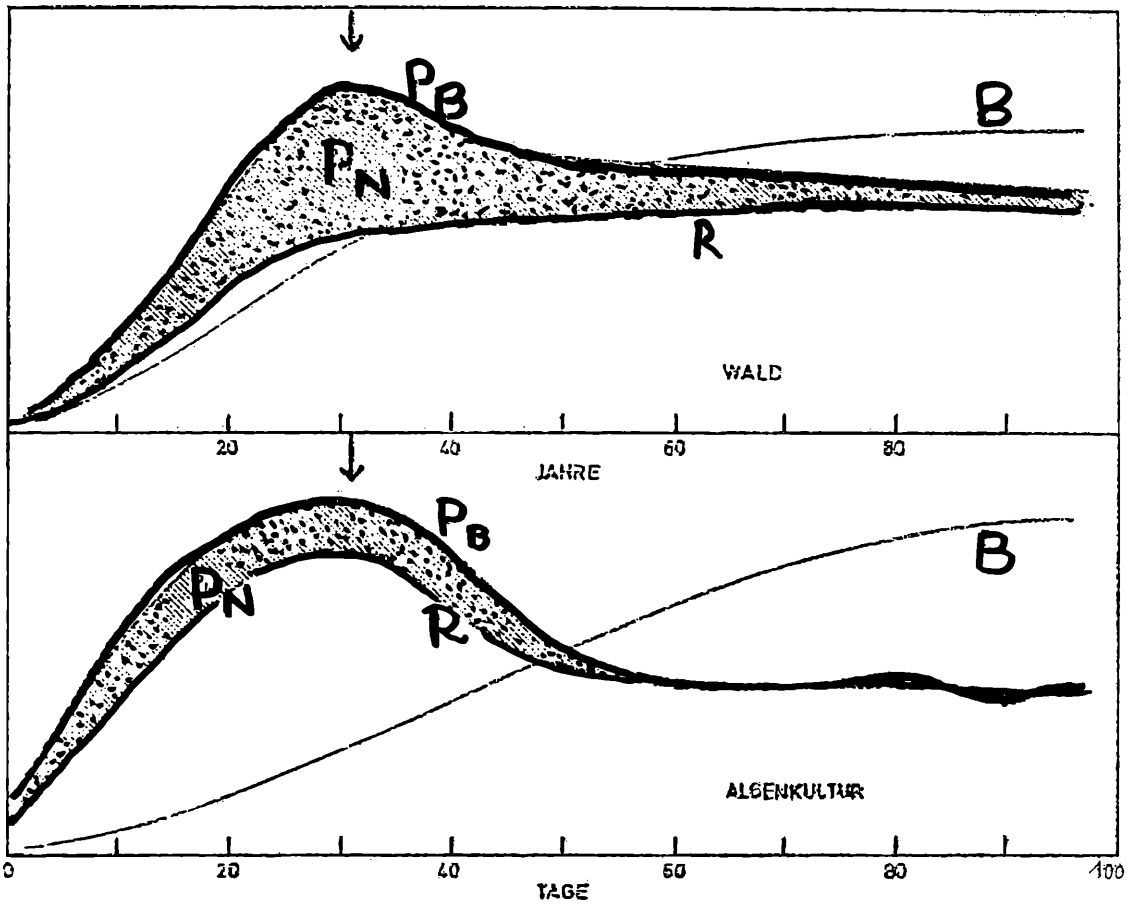


Abbildung 13

Entwicklung unterschiedlicher Ökosysteme: Oben ein natürliches Ökosystem (Wald), unten ein künstliches (Algenkultur)

P_B = Bruttoproduktion

P_N = Nettoproduktion

R = Respiration (Atmung; Eigenverbrauch des Systems)

B = Biomasse (Menge der lebenden Substanz im System)

Die Produktivität erreicht etwa im 1. Drittel der Entwicklung ihr Maximum (Pfeil) und sinkt dann ab, während die lebende Substanz (B) sowohl in ihrer Menge als auch Vielfalt zunimmt. Damit wächst auch die Stabilität des Systems. Das produktive und das stabile Stadium solcher Systeme können daher nicht zusammenfallen. (Nach E. P. Odum, Science 164, 1989 verändert.)

angesichts des weltweiten und dramatischen Schwundes der Lebensgrundlagen und der damit verbundenen Umweltprobleme, das in guter Forstwirtschaft innewohnende Prinzip der Nachhaltigkeit der Nutzung anerkannt und proklamiert. So ist das Produktive im Unproduktiven, das Nützliche im Unnützen durch die Vereinten Nationen anerkannte Leitlinie für die Zukunft geworden. Soweit so gut, doch wie lange wird es dauern, bis sich diese Einsicht durchsetzt? „Bäume tragen den Himmel", das wußten schon jene „Wilden", die wir als Indianer bezeichnen und die uns als lebende Zeugen der kulturellen Evolution das zeigen, was wir „Edlen" verdrängt haben. „Oh Menschlein, wann erkennst du wohl, den Dauermischwald als Symbol" (Theodor Heuss)

Pflücken vom Baume der Erkenntnis

Nach *Jean Gebser* (zit. bei ILLIES, 1981 S. 90 ff.) ist unsere westliche und so „tonangebende" Gesellschaft im Begriff, einen gewaltigen Paradigmenwechsel zu vollziehen. Seiner Meinung nach durchläuft die Menschheit auf ihrem Evolutionsweg verschiedene Phasen. Nach der archaischen-nulldimensionalen, der magisch-eindimensionalen, der mythisch-zweidimensionalen, der mental-dreidimensionalen Bewußtseinsphase steht jetzt die integral-vierdimensionale an. Nicht das Verdrängen früherer Bewußtseinsstufen, sondern deren Einbau im Sinne eines erweiterten Bewußtseins steht an. Der Kern aller Schwierigkeiten, mit denen wir uns heute (noch) konfrontiert sehen, ist unser Verken-

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

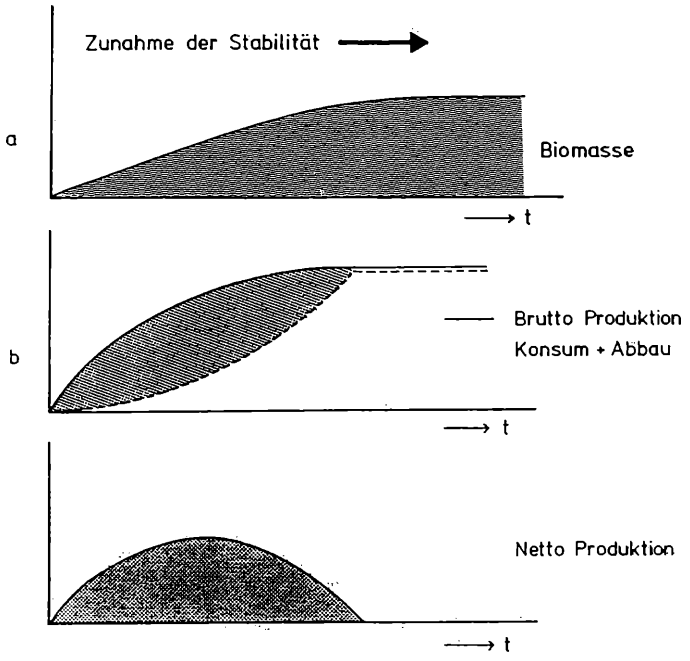


Abbildung 14

Zusammenhänge zwischen der Zunahme von Stabilität, der Entwicklung der Bestandsbiomasse (a), der Entwicklung von Brutto-Produktion und Gesamtkonsum (b), sowie der Netto-Produktion (= Produtkionsüberschuß) (c) im Verlauf der natürlichen Entwicklung eines Ökosystems. In reifen Ökosystemen halten sich Produktion und Konsum die Waage, es gibt keinen nennenswerten Produktionsüberschuß mehr.

(Nach R. MARGALEF, 1969: Perspectives in Ecological Theory. 112 S. Chicago)

nen des Erkennens, unser Nichtwissen um das Wissen. Es ist nicht das Erkennen, sondern das Erkennen des Erkennens, das verpflichtet" (MATURANA/VARELA 1984, S. 268).

Und wir werden vom Baume der Erkenntnis weiter essen und seine Früchte er- und begreifen, auf daß sich die Zeit zum Guten wendet. Sein „wildes" Wurzeln in der Tiefe menschlicher Vorzeit, seine „Zwischenveredelungen" an Stamm und Astwerk der Zeit, werden wir als Teil seines festen Aufbaues verstehen lernen. „Edle" und wahrhaft kostbare Früchte indes werden wir von der „frischveredelten" und „gut belichteten Terminalregion" des Baumes ernten. Sie werden uns erkennen lassen, daß in seinem Wesen das Produktive im Unproduktiven und das Unnütze im Nützlichen aufgehoben ist. Die „saueren Früchte" der unteren „lichtarmen Astpartien", belastet mit der „Bitternis überholten Bewußtseins", taugen allenfalls noch als „Most- und Brennobst" Laßt uns daraus „Wein" bereiten oder „Obstgeist" brennen und mit diesem „Luxusgetränk"auf das Gelingen der Zukunft anstoßen! Und wir werden „merken, wie glücklich wir sein können, ob all der Dinge, die es da gibt und derer wir nicht (mehr) bedürfen" (SOKRATES).

Literatur:

ABT, Th. (o.J.):
Fortschritt ohne Seelenverlust. – Hallwag-Verlag Bern

BATAILLE, G. (1975):
Aufhebung der Ökonomie. Desch-Verlag

BUND/MISEREOR, Hrsg. (1996):
Zunkunftsfähiges Deutschland. – Wuppertal-Institut e.V., Birkäuser-Verlag Basel

BURGHARDT, O. (1992):
Der Drachenfels - Stellung in der Nutzungs- und Naturgeschichte. – Laufener Seminarbeiträge 4/92, S. 50-52

CAPRA, F. (1996):
Lebensnetz. Ein neues Verständnis der lebendigen Welt. – Scherz-Verlag

DOMNICK, R. (1996):
Für Gold, das niemand braucht. In: Progrom, Zeitschrift der Gesellschaft für bedrohte Völker, 8-9/96, S.50-52

ENOMIJA - LASSALLE, H. (1981):
Am Morgen einer besseren Welt. – Herder

ERNST, H. (1996):
Psychotrends das Ich im 21. Jahrhundert. – Piper, München

FINKENSTAEDT, T. (1981):
Die Wieswallfahrt. Pustet Verlag Regensburg.

FROMM, E. (1976):
Haben oder Sein. Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft. – Deutsche Verlagsanstalt

HELM, A. (1973):
Berchtesgaden im Wandel der Zeit. – Reprint, Berchtesgadener Anzeiger. S. 227

HERINGER, J. (1981):
Die Eigenart des Berchtesgadener Landes. – Beiheft 1 der ANL

HERINGER, J. (1994):
Was sich der Naturschutz vom Heimatschutz erwartet. In: Festschrift für Prof. Dr. Wolfgang Haber. Verlag: Freunde der Landschaftsökologie, Weihenstephan e.V.,Freising, S. 179-193

HIRSCHBERGER, I. (1969):
Kleine Philosophiegeschichte. – Herder

ILLIES, J. (1981):
Kulturbiologie des Menschen. – Serie Piper

KOCH-STERNFELD, R. v. (1810):
Salzburg und Berchtesgaden in historisch-statistischen, geographischen und staatsökonomischen Beiträgen. – Mayersche Buchhandlung, Salzburg

©Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (ANL)

LÖTSCH, B. (1995):
Orientierungspunkt Yellowstone. In: Nationalpark 4/95, S. 41-43

MATURANA, H.,VARELA, F.(1984):
Der Baum der Erkenntnis. – Goldmann Verlag

MIEDANER, D. (o.J.):
Die Geschichte des Roggenanbaues. In: 7000 Jahre Getreideanbau in Oberschwaben. – Henneberg-Museum, Herbertingen, S. 28-34

PUTSCHLÖGL, E. (1996):
Gold ruht reichlich im Boden Ostbayerns und Böhmens. In: Die Zeit, Nr. 37 vom 6. Sept. 96

RAND, H. (1993):
Hundertwasser. – Benedikt Taschenbuch-Verlag, Köln, S. 33

RIEDL, R. (1972):
Generelle Eigenschaften der Biosphäre. In: Belastbarkeit von Ökosystemen. Tagungsbericht der Gesellschaft für Ökologie, Gießen, S. 9-19

SAINT-EXUPERY, A. de (1958):
Carnets. – Rowolth-Verlag

SCHMIDT-BLEEK, F. (1995):
Wenig Wohlstand kann Spaß machen. In: Salzburger Nachrichten vom 21.10.95

SÖLLE, D. (1986):
Ein Volk ohne Vision geht zugrunde. – P. Hammer-Verlag

STUTZER, D. (1978):
Die Säkularisation 1803 - der Sturm auf Bayerns Klöster. – Rosenheimer Verlag

TEILHARD de CHARDIN (1964):
Das Auftreten des Menschen. – Walter-Verlag, Olten und Freiburg

THOREAU, H.D. (o.J):
Leben aus den Wurzeln. – Herder

Anschrift des Verfassers:

Dr. Josef Heringer
Bayerische Akademie für
Naturschutz und Landschaftspflege
Seethalerstr. 6
83410 Laufen

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Laufener Spezialbeiträge und Laufener Seminarbeiträge (LSB)

Jahr/Year: 1997

Band/Volume: 2_1997

Autor(en)/Author(s): Heringer Josef K.

Artikel/Article: Vom Nutzen des Nutzlosen - der Produktivität des Unproduktiven 45-61